

Anfangen in der Ansprechbarkeit (2)

Eine Anekdote, die ich seit Jahrzehnten mit der heiligen Birgitta von Schweden verbinde, lässt mich nicht los. Sie soll richtiges Gebet sinngemäß daran erkannt haben, dass eine eintretende Mitschwester nicht als Störung erscheint. Wenn ich im Gebet versunken bin und eine andere kommt mit einem Anliegen zu mir, dann zeigt sich in diesem Augenblick, ob mein Gebet wirklich in die Liebe, in die Gegenwart, in die Bereitschaft geführt hat — oder ob es nur eine fromme Selbstvertiefung war, die den anderen Menschen gerade nicht mehr wahrnimmt.

Mich interessiert an dieser Geschichte nicht eine äußere Regel. Niemand kann jederzeit verfügbar sein. Auch die betende Schwester braucht Stille. Auch der Schulleiter braucht geschlossene Türen. Auch die Bürgermeisterin, die Sachbearbeiterin, die Abgeordnete, der Pfarrer, die Lehrerin, der Arzt brauchen Zeiten der Konzentration, des Schutzes, der Entscheidung. Aber die Anekdote stellt eine andere Frage: **Erscheint der Mensch, der anklopft, zuerst als Störung — oder als Teil der Welt, der ich dienen will?**

Damit wird aus einer spirituellen Geschichte ein politisches Bild.

Ich stelle mir die heilige Birgitta in einer Amtsstube vor. Nicht entrückt, nicht weltfern, nicht mit gefalteten Händen über den Akten schwebend, sondern ansprechbar. Eine Bürgerin klopft an. Sie hat ein Anliegen. Vielleicht ist es ungeschickt formuliert. Vielleicht passt es nicht in die Zuständigkeit. Vielleicht kommt es zur falschen Zeit. Vielleicht ist die Bürgerin verärgert, weil sie schon zu oft weiterverwiesen wurde. Und nun entscheidet sich etwas: Wird sie als Vorgang behandelt, als Unterbrechung, als Störfall im Ablauf — oder als Mensch, der in dieser Ordnung vorkommen darf?

Eine Institution zeigt ihr Gesicht nicht nur in ihren Leitbildern. Sie zeigt es an der Tür.

Der Schulleiter, der seine Tür grundsätzlich offenhält, sagt damit nicht: Ich habe immer Zeit. Er sagt auch nicht: Alles ist sofort verhandelbar. Aber er setzt ein Zeichen. Wer hier etwas auf dem Herzen hat, verschwindet nicht einfach im System. Schülerinnen, Kollegen, Eltern, Hausmeister, Sekretärinnen, Referendarinnen — sie alle wissen: Da ist jemand erreichbar. Nicht grenzenlos, nicht beliebig, aber grundsätzlich ansprechbar. Die offene Tür ist keine organisatorische Nebensache. Sie ist eine kleine Verfassung der Schule.

Auch die Bundestagsabgeordnete, die eine Klasse aus ihrem Heimatwahlkreis empfängt und sich den Fragen der Heranwachsenden stellt, tut mehr als politische Bildung. Sie lässt junge Menschen erscheinen. Sie zeigt ihnen: Eure Fragen haben einen Ort. Ihr müsst die Sprache der Erwachsenen noch nicht perfekt beherrschen, um gehört zu werden. Ihr dürft ungenau, direkt, irritiert, neugierig sein. Demokratie beginnt nicht erst bei der Wahlentscheidung. Sie beginnt dort, wo ein junger Mensch merkt: Meine Frage kommt vor.

Und wenn eine Schülerinitiative im Rathaus Gehör findet, weil ein ehemaliger Skaterplatz durch eine Baustelle verwüstet und als Lagerfläche missbraucht wurde, dann geht es nicht nur um ein Freizeitgelände. Es geht darum, ob eine Stadt ihren Jugendlichen einen Ort zugesteht, an dem sie anfangen können. Skaten ist in diesem Zusammenhang mehr als Sport. Es ist Übung, Begegnung, Körpererfahrung, Risiko, Scheitern, Wiederholen, Öffentlichkeit. Wenn dieser Ort verschwindet, verschwindet nicht nur Beton. Es verschwindet ein Stück Erfahrungsraum. Und wenn Jugendliche mit ihrem Anliegen nicht bloß abgewehrt werden, sondern im Rathaus Gehör finden, dann erfahren

sie: Diese Stadt ist nicht nur Kulisse. Sie ist veränderbar. Sie gehört nicht uns, aber wir gehören in sie hinein.

Das ist Anfang.

Anfangen heißt nicht nur, etwas Neues zu produzieren. Anfangen heißt, in einem Raum so vorkommen zu dürfen, dass Handlung möglich wird. Hannah Arendt hat das Anfangen als Grundzug des Menschlichen verstanden. Menschen können etwas beginnen, weil sie geboren sind, weil mit jedem Menschen etwas Neues in die Welt kommt. Aber dieses Neue braucht einen Raum. Es braucht andere, vor denen es erscheinen kann. Es braucht Schutz, Resonanz, Widerspruch, Verfahren, Geduld. Ohne solche Räume bleibt der Anfang privat, stumm, verschämt oder aggressiv.

Darum ist Ansprechbarkeit keine bloße Nettigkeit. Sie ist eine politische Tugend.

Eine ansprechbare Institution sagt nicht: Wir erfüllen jedes Anliegen. Sie sagt: Du kommst vor.

Eine ansprechbare Leitung sagt nicht: Ich lasse mich von allem treiben. Sie sagt: Ich höre, bevor ich ordne.

Eine ansprechbare Verwaltung sagt nicht: Recht und Zuständigkeit zählen nicht. Sie sagt: Das Verfahren darf den Menschen nicht verschlucken.

Eine ansprechbare Politik sagt nicht: Jede Forderung ist berechtigt. Sie sagt: Die Frage selbst hat Würde.

Das ist ein schmaler Grat. Denn Ansprechbarkeit darf nicht zur grenzenlosen Verfügbarkeit werden. Wer immer offen ist, brennt aus. Wer jedes Anliegen sofort bedienen will, verliert Urteilskraft. Wer Leitung nur noch als Service versteht, gibt Verantwortung preis. Eine offene Tür ist nicht die Abschaffung von Ordnung. Sie ist die menschliche Bewährung von Ordnung.

Vielleicht könnte man sagen:

Offene Tür heißt nicht: jederzeit alles.

Offene Tür heißt: Du kommst vor.

Genau darin liegt der Unterschied zwischen schützenden Räumen und bloßen Schonräumen. Ein schützender Raum bewahrt nicht vor Wirklichkeit. Er bewahrt vor der Erfahrung, in der Wirklichkeit nicht vorzukommen. Er schützt nicht vor Konflikt, sondern vor Ausgeliefertsein. Er schützt nicht vor Kritik, sondern vor Beschämung. Er schützt nicht vor Verantwortung, sondern ermöglicht sie.

Wo solche Räume fehlen, wächst der Verdacht.

Dann wird die Bürgerin in der Amtsstube vorsorglich misstrauisch. Dann wird der Schüler vor der Schulleitung entweder kleinlaut oder trotzig. Dann wird die Schulklasse vor der Politikerin zur Kulisse. Dann wird die Jugendinitiative zur Störung des Betriebs. Dann wird Öffentlichkeit zur Bühne derer, die ohnehin sprechen können. Und die anderen ziehen sich zurück — oder suchen irgendwann härtere, lautere, gefährlichere Formen, um doch noch vorzukommen.

Darum ist die kleine Szene des Anklopfens politisch so bedeutsam. In ihr entscheidet sich, ob Welt entsteht oder verschlossen bleibt.

Die heilige Birgitta in der Amtsstube ist deshalb kein romantisches Bild. Sie ist eine Zumutung. Sie fragt jede Institution: Bist du noch gesammelt genug, dich unterbrechen zu lassen? Sie fragt jede Leitung: Ist deine Verantwortung groß genug, nicht nur Abläufe zu schützen, sondern Menschen

erscheinen zu lassen? Sie fragt jede politische Kultur: Kann bei euch noch jemand anklopfen, ohne sofort als Gegner, Bittsteller, Fallnummer oder Belastung behandelt zu werden?

Und sie fragt auch mich selbst.

Wenn ich über eine neue politische Kultur schreibe, über schützende Räume, über Macht, Missbrauch, Öffentlichkeit und Anfang, dann muss ich mich von diesem Bild unterbrechen lassen. Ich kann nicht über Ansprechbarkeit schreiben und zugleich die Menschen übergehen, die mich ansprechen. Ich kann nicht Welt retten wollen und die konkrete Welt verfehlen, die gerade vor meiner Tür steht, am Küchentisch sitzt, Blockflöte spielt, Hilfe braucht, ein Fest vorbereitet oder einfach meine Gegenwart erwartet.

Auch mein Schreiben braucht eine offene Tür.

Vielleicht ist das der eigentliche Prüfstein: Ob das, was ich denke, mich ansprechbarer macht. Nicht weicher im Sinn von beliebig. Nicht konfliktscheuer. Nicht weniger klar. Aber gegenwärtiger. Bereiter, den anderen Menschen nicht zuerst als Unterbrechung meines Gedankens zu erleben, sondern als den Ort, an dem sich mein Gedanke bewähren muss.

Anfangen in der Ansprechbarkeit heißt dann: Ich halte die Welt nicht fertig in der Hand. Ich lasse zu, dass jemand anklopft. Ich lasse zu, dass ein Anliegen den Gang meiner Gedanken verändert. Ich lasse zu, dass eine Institution nicht nur funktioniert, sondern antwortet. Ich lasse zu, dass aus einer Frage ein gemeinsamer Raum entsteht.

Vielleicht beginnt eine neue politische Kultur nicht mit dem großen Programm. Vielleicht beginnt sie mit einer Tür, die nicht immer offensteht, aber verlässlich geöffnet werden kann.

Mit einem Menschen, der sagt:
Kommen Sie herein.

Mit einer Schule, die sagt:
Sprich.

Mit einem Rathaus, das sagt:
Zeig uns den Ort.

Mit einer Politik, die sagt:
Fragt.

Und mit einem Schreibenden, der sich selbst mahnt:

Hey, Raimund, habe Mut, dich deiner eigenen Erfahrung zu bedienen. Aber vergiss nicht: Erfahrung wird erst dort wahr, wo sie ansprechbar bleibt.